

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 31 (1908)

Artikel: Erlebnisse beim Grenzbesetzungsdienst im Winter 1871
Autor: Escher, Conrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebnisse beim Grenzbefestigungsdienst im Winter 1871,

aufgezeichnet von Conrad Escher, damals Major des Zürcher
Bataillons 11.

In den Freibergen und zu Neuhäsel.

Unser Bataillon war kantoniert in Saignelégier, Muriaux,
Les Pommerats und Bémont*). Hier, und zwar speziell in
dem Weiler La Bosse, hatte der Major seinen Standort in einem
Wirtshäuschen, in welchem es aber wirklich noch ziemlich hinter-
wälderisch aussah. Der Wirt, Auguste Froidevaux, dessen Namen
ich noch von ihm eigenhändig geschrieben in meiner Brieftasche
finde, war eigentlich nur ein halber Schweizer. Diese Gegend
kam erst im Jahre 1818 zur Schweiz; es sind hier also die
jüngsten Eidgenossen zu finden. Als wir nach einem Aufenthalt
von zwei Tagen wieder von hier schieden, machte Mr. Froide-
vaux uns eine nicht sehr bescheidene Rechnung. So setzte er
jedem für das Nachtquartier, wenn ich mich recht erinnere,
2 Fr. an, und doch hatte nicht einmal jeder von uns Offi-
zieren ein eigenes Bett, und wir waren ja bei ihm einqua-
tiert! Und das Fleisch und Brot bekamen wir am zweiten
Tag vom Bataillon geliefert! Wir änderten daher seine Rech-
nung in der uns gut scheinenden Weise und zahlten ihm, was
ihm gehörte und womit er jedenfalls nicht zu kurz kam. Herr
Froidevaux gab sich schließlich damit zufrieden, aber ich höre
ihn jetzt noch, wie er mit seiner heisern Stimme uns zurief:

*) Den 27. bis 29. Januar.

« Ah, on ne devient pas riche avec ces Suisses là ! » Er hielt sich also selbst nicht für einen Schweizer, oder jedenfalls nur für einen halben. Am Abend meiner Ankunft konnte ich zuerst nicht recht verstehen, wie mein Pferd, ein sehr großer Brauner, nur in den Stall hineingebracht werden könne; denn die Türöffnung war so niedrig, daß sie dem Tiere nur bis auf den Rücken ging, und so schmal, daß sie das breite Pferd auch nach dieser Richtung hin ausfüllte. Man hat nämlich dort nur ganz kleine Pferde, die „Freiberger“. Herrn Froidevaux ging es wie mir. Auch er glaubte zuerst, wir bringen das Pferd nicht in den Stall hinein und sagte: « Jamais un cheval comme ça n'a été à La Bosse.» Meine „Mira“ half sich aber in sehr geschickter Weise aus der Verlegenheit. Nachdem man ihr Sattel, Sacochen und Baum abgenommen, bückte sie sich, und müde und hungrig, wie sie war, kroch sie sozusagen durch die enge Tür in den Stall hinein.

Ich befand mich übrigens nicht so übel in diesem Hause. In der Wirtsstube war ein langer Tisch; ich saß am Abend zuoberst, neben mir einige Offiziere und dann die Unteroffiziere und Soldaten der 1. Jäger-Kompanie. Da ich noch vor einem Jahr als Hauptmann dieser Kompanie vorgestanden, so kannten mich die Leute und verstanden wir uns gut. Ich fragte sie u. a., was man dazu sage, daß Kommandant Hoz das Bataillon habe verlassen müssen. Sie antworteten mir, man habe sich im allgemeinen darüber gefreut; denn jeder habe gesehen, daß es mit ihm nicht mehr gehe; nur die Fällander sagten, es sei eine Schande für ihre Gemeinde. Ein Umstand, der den Aufenthalt in diesem Haus exträglich machte, war der gute Wein, den wir zu trinken bekamen. In diesem rauhen Klima und bei der herrschenden sehr kalten Witterung ist ein gutes Glas Wein, das einen erwärmt, eine wichtige Sache. Hier bekamen wir zum erstenmal den „Arbois“ zu trinken, der uns dann sozusagen

auf dem ganzen Marsch durch den Jura bis gegen Genf hin begleitete. Arbois ist eine Stadt in Frankreich, westlich von Pontarlier gelegen, und versieht mit ihrem etwas herb schmeckenden Wein vorzugsweise diese schweizerischen Juragegenden.

Am 29. Januar, vormittags (Sonntag), ritt ich mit dem Kommandanten Graf (†) nach Goumois hinunter. Dieser Ort, etwa 1 1/2 Stunden von Saignelégier entfernt, liegt am Ufer des Doubs, also an der Grenze. Eine schöne, steinerne Brücke führt hier über den Fluß. Auf dem rechten Ufer liegt Goumois-Suisse mit nur wenigen Häusern. Seine Lage ist eine sehr malerische, am Fuß von mächtigen, senkrechten Felswänden mit prachtvollen Tannen gekrönt. Schöne Wasserfälle, die aber jetzt meist vereist waren, stürzen über diese Felsen herunter. Am andern Ufer liegt Goumois-France. Die beiden Weilern dienende Kirche steht in Französisch-Goumois. Diese abgelegene Gegend war einst von Bären und Luchsen bevölkert, und heute noch sieht man an einem der Häuser eine halb verwitterte Malerei, die einen Bären und einen Luchs darstellt und unter welcher folgende Inschrift steht: «Un ours a été tué en ce lieu le 30 août 1761. Un loup servie (loup cervier: Luchs) en ce lieu a été tué le 15 décembre 1768.»

Wir trafen in Goumois den Obersten Meier (†), den Kommandanten unserer Division (der fünften), an und vernahmen bei diesem Anlaß einiges über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz jenseits der Grenze. Die französischen Truppen waren überall im Rückzug begriffen, gedrängt von den deutschen Armee-Korps, welche sie in südwestlicher Richtung und gegen die Schweizergrenze zu zusammentrieben. Gerüchtweise verlautete, daß der etwa 2 Stunden von der Brücke von Goumois entfernte Ort Maiche in Flammen stehe. Man nahm an, daß der Übertritt versprengter französischer Soldaten von nun an häufiger vorkommen werde.

Gegen Mittag war Brigaderapport in Saignelégier, zu welchem auch die Stabsoffiziere der Bataillone 15 (Aargau) und 24 (Luzern), welche ebenfalls zu unserer Brigade gehörten, erschienen. Diese Bataillone lagen östlich und südlich von uns in Kantonementen. Die bei diesem Anlaß ausgegebenen Befehle entsprachen der Wichtigkeit der Situation. Bataillon 11 speziell war bestimmt, am folgenden Morgen früh eine Vorpostenstellung bei Goumois einzunehmen, um allfällig versprengte französischen Korps, welche in die Schweiz überreten wollten, zur Niederlegung der Waffen anzuhalten. In einer detaillierten Instruktion, welche General Herzog eben aufgestellt hatte, wurde uns das Verhalten in solchen Fällen genau vorgeschrieben. Der Hauptratz in derselben lautete folgendermaßen:

„Ein Offizier der Feldwache wird den französischen oder preußischen Truppen entgegengehen, ihnen notifizieren, daß sie auf oder jenseits der Grenze seien, und sie auffordern, entweder auf gleichem Wege über diese zurückzugehen oder die Waffen niederzulegen. Der Offizier wird in allen Fällen durch Hin- und Herreden Zeit zu gewinnen suchen, um die Besammlung einer möglichst großen Zahl unserer Truppen auf den bedrohten Punkten zu ermöglichen. Wenn der eine oder andere der fremden angekommenen Truppenteile seinen Weitermarsch nicht einstellen wollte und wirklich auf Schweizergebiet überreten sollte, so werden die Vorposten eine zweite Aufforderung erlassen, die Waffen niederzulegen und wenn sie ohne Wirkung bleiben sollte, im Falle von Widerstand trachten, denselben hinter die Grenze zurückzuwerfen, indem sie das Gefecht nach den Regeln der Taktik beginnen und Feuer geben. Sie werden sich auf ihre Unterstützungen zurückziehen, wenn die auf der andern Seite beteiligten Streitkräfte zu zahlreich sind, während die Truppen sofort den Unterstützungen zu Hilfe kommen. Im Falle, daß unsere Truppen bemerken sollten, daß ein fremdes, vom Feinde

verfolgtes Korps, das auf unsere Grenze geworfen wäre, sich wahrscheinlicherweise gezwungen sehe, sich auf unser Gebiet zu flüchten, so ist es zu benachrichtigen, daß es, wenn es vermeiden wolle, von uns als Feind behandelt zu werden, kategorisch seine Absicht zu erkennen zu geben habe, sich auf unser Gebiet zu flüchten und die Waffen sofort und ohne allen Widerstand abzulegen.“

Nach dem Rapport gemeinsames Mittagessen aller Stabsoffiziere der Brigade 15 in Saignelégier. Der Sonntagnachmittag verstrich unter allerlei Vorbereitungen für die Vorpostenaufstellung am folgenden Tag, welche Aufgabe unser Kommandant gewiß aufs beste gelöst hätte. Doch wurde durch alle diese Pläne ein Strich gemacht. Abends gegen 5 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen und die Truppen in Saignelégier, Muriaux und Bémont alarmiert. Beim Bataillonskommando war der Befehl eingegangen, sofort abzumarschieren, und zwar nach La Chaux-de-Fonds, von unsern Kantonementen 6—7 Stunden weit entfernt. Wie später mitgeteilt wurde, hatte der Divisionskommandant in Delsberg den Befehl zum allgemeinen Vormarsch schon am Vormittag ausgegeben, derselbe blieb dann aber auf dem Telegraphenbureau des genannten Ortes liegen. Welche Nachlässigkeit oder Rücksichtslosigkeit gegenüber den eidgenössischen Truppen! Käme wohl so etwas in andern Teilen unseres Landes vor? Hätte man übrigens einen Dragoner reiten lassen, so hätte derselbe bis etwa um 2 oder 3 Uhr mit dem Befehl in Saignelégier sein können.

Unser Kommandant traf nun folgende Anordnungen: Mit den drei in Muriaux und Saignelégier stehenden Compagnien marschierte er selbst sofort ab, die 1. Jägerkompanie hatte der Major aus Bémont nach Saignelégier zu bringen und dort auf die zwei in Pommerats stationierten zu warten, um dann mit allen dreien den Marsch nach Chaux-de-Fonds anzutreten. Der Kommandant übernahm es, nach Les Pommerats einen Boten

mit dem Befehl zum Abmarsch zu senden. Dieser Bote ist aber nicht an den Ort gelangt, und es konnte nachher nicht genau festgestellt werden, aus welchem Grunde. Wahrscheinlich ist er gar nie abgesandt worden. Der Major wartete umsonst auf die Kompagnien aus Pommerats. Endlich entschloß er sich, selbst der Sache nachzugehen, sandte die 1. Jägerkompagnie auf der Straße nach Chaux-de-Fonds voraus und ritt eiligst nach Les Pommerats, wo alles in tieffster Ruhe sich befand. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Lieutenant Arbenz *), der einige flüchtige französische Soldaten vom Doubs heraufbrachte. Von weitem erkannte er die Stimme des Offiziers, der die größte Mühe hatte, die ermüdeten Mobilien vorwärts zu bringen. In Pommerats wurde sofort Generalmarsch geschlagen und das Antreten der Mannschaft ging ziemlich rasch von statten. Es war kalt; aber der Major trat nicht in das Wirtshaus ein, sondern hielt, um die Sammlung der Mannschaft desto mehr zu beschleunigen, mit seinem Pferd auf dem Sammelpunkt vor dem Wirtshaus zum Guillaume Tell. Bald kam der Wirt auf den Platz heraus und lud ihn zum Eintreten ein, was aber abgelehnt wurde. Darauf brachte derselbe etwas zu trinken und zu essen heraus und steckte dem Major überdies einige Zigarren in die Taschen. Er wollte aber hierfür durchaus keine Bezahlung annehmen und sagte, es habe ihn gefreut, dem Major einen Trunk anzubieten, um ihm dadurch seine Anerkennung für die treffliche Mannschaft der Zürcher Truppe und die Haltung ihrer Offiziere zu beweisen. Etwa $7\frac{1}{4}$ Uhr, also bei völliger Nacht, wurde aus Les Pommerats abmarschiert und etwa um 8 Uhr Saignelégier passiert. Die Truppe bestand aus der 1. Zentrum- und 2. Jägerkompagnie. Es waren diese Kompagnien also gerade die von den zwei Brüdern Spinner kommandierten; Hauptmann Jean

*) Später Direktor des Comptoir Zürich der Eidg. Bank.

Spinner (†) bei der 1. Zentrum- und Hauptmann Jacques Spinner bei der 2. Jägerkompanie. In Saignelégier hatte ich am früheren Abend, frank im Stroh eines Stalles liegend, unsern Aide-major H. Reinacher (†) gefunden. Auch sein Pferd, die „Gift“, war damals nicht im besten Zustand und mußte in Saignelégier zurückbleiben. Unser Aide-major, gewissenhaft und treu zur Truppe haltend, wie er es tat, konnte sich selbst hiezu nicht entschließen, sondern wollte den Nachtmarsch mitmachen. Er schloß sich nun um 8 Uhr meiner Truppe an und legte bis Mitternacht den Weg zu Fuß zurück, von Les Bois an aber ritt er auf meinem Pferd, das ihm abzutreten übrigens kein Opfer meinerseits war; ich ging lieber zu Fuß und wunderte mich fast, daß R. nicht die Füße erfroren.

Der zurückzulegende Marsch bei grimmiger Kälte war keine Kleinigkeit und gebot Umsicht und Vorsicht, damit ja kein Mann zurückbleibe. Es wurde nun eine Hinterwache von etwa 12 Mann der 2. Jägerkompanie, lauter zuverlässigen Leuten, gebildet und an ihre Spitze Leutnant Seel (†), der dem Major persönlich als besonnen und pflichttreu bekannt war, gestellt. Der Mannschaft wurde klar gemacht, daß, wer zurückbleiben sollte, die größte Gefahr laufen würde und wahrscheinlich verloren wäre. Die Hinterwache aber wurde für das Zurückbleiben jedes Mannes verantwortlich gemacht. Der Marsch ging dann beim schönsten Mondchein über prächtige Bergweiden, alles im tiefsten Schnee, hie und da mit mächtigen Tannen, deren Äste bis auf den Boden hinunterreichten, besetzt. Es wäre eine wunderschöne Landschaft gewesen, wenn nur die Kälte nicht gar so empfindlich und der Gedanke an den bevorstehenden langen Nachtmarsch etwas drückend gewesen wäre. Der Major erkundigte sich mehrmals bei der Hinterwache, vernahm aber immer, daß noch nie ein Soldat zurückgeblieben sei. Der Marsch ging über Muriaux, Emibois, Noirmont nach Les Bois. Manchmal wurden auch

Wälder passiert. Daß es an diesen in jener Gegend nicht fehlt, darauf deuten auch die genannten Ortsnamen, so auch Embois, was etwa bedeutet: Mitten im Walde. Der Major ritt nach Les Bois voraus und traf dort eine halbe Stunde vor Mitternacht und geraume Zeit vor den Kompagnien ein. Er hatte Mühe, durch das Dorf zu kommen, indem soeben zwei Gebirgsbatterien (Walliser und Graubündner) dort angekommen waren und in den Straßen hielten, um in die Quartiere entlassen zu werden. Das einzige Wirtshaus war auch hier der Guillaume Tell, das aber bereits von Soldaten über und über voll war, so daß der Wirt nicht wußte, wo wehren, und den Kopf verloren hatte. Ich konnte ihn zunächst nicht dazu bringen, auf mein Verlangen einzugehen und für meine ankommende Truppe 250 Portionen Brot und Käse bereit zu stellen und ein Faß mit etwa 60 Maß Wein zu rüsten. Denn gegen 250 Mann war meine Truppe und ich hielt eine Extraverpflegung für unbedingt geboten. Ich mußte daher Ernst machen und erklärte dem Mann, wenn er nicht sofort auf mein Begehrn eingehet, so lasse ich ihn bei der Ankunft meiner Truppe verhaften. Dagegen sicherte ich ihm bare Bezahlung für das zu Liefernde zu und zeigte ihm mein Portemonnaie, das ziemlich mit Goldstücken gefüllt war. Es mag dahingestellt sein, ob meine Drohung, aus der ich unbedingt würde Ernst gemacht haben, mehr wirkte oder die blanken Goldstücke; aber ich kam nun zur Sache. Zu etwelcher Entschuldigung des Wirts im Guillaume Tell muß gesagt werden, daß damals häufig von Offizieren für mancherlei Leistungen der Wirs und Dorfbewohner Bons ausgestellt wurden, die dann das Kommissariat wegen der Strenge des Reglements nicht honorierte. Dann kamen die Leute um ihre Sache. Als meine Mannschaft eintraf, war vor der Haustüre des Wilhelm Tell ein Fäßchen mit Wein aufgestellt und in Körben die Stücke Brot und Käse bereit, so daß die Verteilung ungesäumt vor sich

gehen konnte. Die Kälte war aber sehr groß und manch einer machte die Entdeckung, daß das bißchen Wein, das er noch in der Feldflasche hatte, zu einem Eisklumpen gefroren war. Den Soldaten wurde dann geraten, in die warmen Stuben der Bauern zu gehen, um dort ihr Nachessen einzunehmen; denn das Wirtshaus war so überfüllt, daß sie dort keinen Platz gefunden hätten. Auch ich selbst machte es so und ging in verschiedene Bauernhäuser, wo ich die warmen Stuben gedrängt voll von unsern Soldaten fand. Die meisten mußten stehen, indem sie keine Gelegenheit zum Sitzen fanden. Mit dem Wirt im Guillaume Tell rechnete ich vor dem Abmarsch ab und zahlte ihn zu seiner Zufriedenheit aus. Zum Dank lud er mich ein, mit ihm noch ein Glas Wein zu trinken und führte mich zu diesem Zwecke in seinen Laden, den er neben der Haustüre führte. Dieser war aber in jener Nacht eher ein Kinder-Schlafzimmer; denn die Knaben und Mädchen des Wirts, etwa 4 oder 5 an der Zahl, meist in den allerersten Lebensjahren stehend, lagen hier auf Decken am Boden und schnauften und schnarchten um die Wette. Sie hatten ihre Schlafzimmer den Soldaten abtreten müssen, die hier in diesem Ort einquartiert waren. Dieses nette Bildchen und die exemplarische Ruhe der schlafenden Kinder mitten in dem Lärm und Gewühl des Hauses ist mir lebhaft im Sinn geblieben.

Etwa um 1 oder $1\frac{1}{2}$ Uhr ging der Marsch weiter. Es wurde dann aber nach dem Untergehen des Mondes ganz dunkel und sah man kaum vor sich hin trotz dem Schnee. In einem Gedicht, das ein Soldat der 1. Jägerkompanie auf der Bahnhofswacht in Genf später verfaßte, wird dieser Marsch folgendermaßen beschrieben:

Um Sonntag Abend zog man weiter
Durch stille Winternacht;
Der kalte Nordwind war Begleiter,
Der Mond und Sterne hielten Wacht.

Der Wein war uns zu Eis gefroren,
Das Brot im Sack wie Stein so hart,
Doch keinem ging der Mut verloren.
In Chaux-de-Fonds ward Halt gemacht.

Es mag sein, daß die 1. Jägerkompanie so mutig war. Bei den mit mir marschierenden Kompanien war einigen Soldaten, wie man sagt, das Herz in die Hosen hinabgesunken, wie ich dies aus vielen Äußerungen, die ich etwa aus den Reihen vernahm, entnehmen konnte. Es gab solche, die glaubten, wir werden uns verirren und dann im Schnee erfrieren. Im letzten Ort vor Chaux-de-Fonds, La Ferrière, noch im Kanton Bern gelegen, ließ ich einen Augenblick halten und klingelte an einem großen, schönen Haus, in welchem ein Herr bald die Treppe hinunter kam und mir auf meine Frage genaue Auskunft über den einzuschlagenden Weg gab. Ich erklärte dann der Truppe, daß wir uns nicht verirren werden und ich nun den Weg genau kenne; man solle sich zusammennehmen und den Mut nicht verlieren. Das wirkte, und wir legten die letzte Strecke, wenn auch sehr langsam, doch in befriedigender Haltung zurück.

Gegen 6 Uhr morgens trafen wir in Chaux-de-Fonds ein. Der Ort lag in tiefster Stille und ein kalter Nebel bedeckte die Straßen. Ich hatte gefürchtet, daß wir nun noch Mühe haben werden, unser Quartier aufzufinden, doch war diese Sorge ganz unbegründet. Die Behörde von Chaux-de-Fonds — dies sei zu ihrer Ehre gesagt! — hatte aufs besté für uns vorgesorgt. Bei den ersten Häusern des „großen Dorfes“ begegneten uns 2 Militärpersonen, in denen wir dann unsern treuen Feldprediger Pfarrer Hafner und den stets für uns sorgenden Quartiermeister Hauptmann Kündig, erkannten. Sie kamen uns fast wie Engel vom Himmel vor, und der Herr Feldprediger sagte: „Gottlob, daß ihr kommt; wie haben wir um euch Angst gehabt!“ Sie führten uns zum neuen Collège, in welchem die nötigen Zimmer bereit

und warm geheizt, die Böden mit Decken und Stroh belegt waren. Die ganze Truppe marschierte in einen langen Gang, wo man die Mannschaft abzählen konnte; „er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein teures Haupt!“ An jeder Zimmertüre war angegeschrieben, wie viel Mann in demselben unterzubringen seien, und es konnte nun die Unterbringung der Mannschaft in der denkbar kürzesten Zeit bewerkstelligt werden. Mitglieder der Gemeindebehörden waren anwesend.

In der Balance nahmen wir Offiziere noch ein Frühstück ein und begaben uns bei Tagesgrauen, etwa um 7 Uhr, in unsere Quartiere. Ich meldete mich aber noch vor dem Schlafengehen beim Kommandanten, der unter der Decke hervor seine große Befriedigung darüber aussprach, daß kein Mann zurückgeblieben sei. Unser Quartier war bei einer Madame S einer feinen und angenehmen Dame, die aber nicht über so viele Betten verfügte, als sie in dieser Nacht nötig gehabt hätte. Ich war, wenn ich mich recht erinnere, im Salon logiert und in demselben zwei Sopha zusammengestellt; in dem Raum zwischen den beiden Lehnen war das Bett bereitet, so daß ich, um in dasselbe zu gelangen, in diesen Raum hinübersteigen mußte. Ich war der Ruhe sehr bedürftig und schließ ausgezeichnet bis eine gute Weile in den Vormittag hinein.

Dass in der ganzen Nacht kein Soldat zurückgeblieben, war sehr bemerkenswert und zeigt nur, wie der Mensch sich zusammennehmen kann, wenn er weiß, daß es sein muß. Als einige Jahre früher das Bataillon 5 durch das Scarital in Graubünden zu marschieren hatte, verkündete der Kommandant seinen Soldaten, daß in diesem Tale Bären hausen und daß allfällige Nachzügler von diesen gefressen würden. Obwohl es sonst an andern Tagen an Maroden nicht gefehlt hatte, so blieb an diesem Tage keiner zurück. Vor unserm Nachtmarsch hatte man auch nicht unterlassen, den Leuten die Gefahr deutlich zu be-

schreiben, in welche die Zurückbleibenden kämen, und es war auch wirklich glaubwürdig, daß, wer in jener kalten Nacht im Schnee liegen geblieben, unrettbar verloren gewesen wäre. Wer so etwas weiß, nimmt seine letzten Kräfte zusammen, um vorwärts zu kommen.

Gegen Mittag am 30. Januar war Brigaderappoort, bei dem sich Oberst Munzinger nach den Marschen der verschiedenen Abteilungen erkundigte und zu seiner Freude konstatieren konnte, daß keiner seiner Soldaten im Schnee erfroren sei. Die von mir geführte Abteilung hatte den längsten Marsch und war zuletzt abmarschiert und auch zuletzt an den Ort gelangt. Mein Verhalten fand die Billigung des Brigadiers und er erteilte Auftrag, daß mir die für die Extraverpflegung bezahlte Rechnung sofort vergütet werde. Hierauf hatte ich nicht gerechnet und mich darauf gefaßt gemacht, daß ich den Betrag selbst werde decken müssen. Gleichwohl hätte es mich nicht gereut.

Den 31. Januar, morgens früh 8 Uhr, wurde der Marsch über Les Loges nach Neuchâtel angetreten. Uns folgte auf dem Fuß das Luzerner Bataillon 24. Auf der Paßhöhe wurde ein kurzer Halt gemacht, aber nicht um sich mit Speise und Trank zu stärken, sondern mehr, um die großartige Fernsicht zu genießen. Das dortige Wirtshaus heißt nicht umsonst « à la vue des alpes »; denn jetzt breitete sich vor unsern Augen ein Panorama aus, wie ich selten ein so schönes sah. Die Ebene und die Täler waren mit einer dicken Nebelschicht bedeckt, aus der da und dort nur einzelne Spizzen und Gräte der Vorberge herausragten, darüber ein majestätischer Kranz des Hochgebirgs, der die Savoyer und Walliser Alpen, sowie die bekannten Gipfel des Berner Oberlandes umfaßte und wohl noch bis in die inneren Kantone hineinreichte.

Hier erhielt ich den Befehl, voraus zu reiten, um in

Vallengin Vorsorge zur Aufnahme der zwei ankommenden Bataillone zu einer Rast zu treffen. Nur ungern verließ ich die sonnige Höhe, um wieder in den Nebel hinunter zu reiten. Als ich etwa am Fuß der Tête de rang in denselben hineinkam, beschlich mich ein kaltes Frösteln und meinem Pferd schien es ebenso zu gehen; denn es schüttelte Hals und Mähne. Über Hauts-Geneveys und Boudevilliers gelangte ich in das vorgenannte Städtchen Vallengin mit seinem stattlichen Schloß. Ich wandte mich an einen Wirt, der ein guter Patriot zu sein schien, aber daneben auch gerne etwas an unsren Soldaten verdiente. Sofort wurden sämtliche Wirtschaften avertiert, daß zwei Bataillone anlangen, und ward dann auch wirklich für dieselben ordentlich vorgesorgt. Als wir auf dem Weitermarsch an der Schlucht des Seyon oberhalb Neuchâtel anlangten, zeigten sich uns hier wieder die ersten Weinberge. Ein allgemeines frohes Jauchzen ertönte aus den Soldatenreihen; denn jeder freute sich, aus dem Land der Tannenwälder und Bergweiden nun wieder in das wärmere Gebiet der Weinrebe gelangt zu sein. Auch gab man sich männiglich der Hoffnung hin, es gehe nun bald der Heimat zu, was aber ein großer Irrtum war. In guter Haltung wurde in Neuchâtel einmarschiert und unten am See in der Nähe des Hafens und Stadthauses auf dem dortigen Platz angehalten. Es wurden die Quartierbillete verteilt, und ich saß noch auf dem Pferde, als ein breitschultriger, korpulenter Mann auf mich zukam, seine Hand in traurlicher Weise in die meinige schlug und mich frug: „Bist Du nicht der Churi Escher?“ Es war dies mein lieber Schulkamerad von der Kantonschule her, Georges de Montmollin (†), der spätere juge de paix von Neuchâtel, mit dem ich 20 Jahre früher auf einem recht freundschaftlichen Fuß gestanden und den ich dann zum letztenmal in Paris im Jahre 1856 getroffen hatte. Dieses Wiedersehen ließ einen freundlichen Eindruck in mir zurück, und es war mir

auch vergönnt, am Nachmittag ein Stündchen mit dem alten Freunde zuzubringen. Etwa um die gleiche Zeit machte mir der Großrichter unserer Division, Fürsprech Erhard (†) von Zürich, die Anzeige, daß ich zum Mitglied des Kriegsgerichts der Division ernannt worden sei. Glücklicherweise hat sich unsere Mannschaft so gut gehalten, daß sich dieses Kriegsgericht nie besammeln mußte. Allerdings hatte ich einmal in den vorhergehenden Tagen mit einer Kriminalssache zu schaffen gehabt. In einem der von uns passierten Orte — ich glaube in Bémont — war einem Uhrmacher eine Uhr geslohlen worden, und es wurden hiefür zwei unserer Soldaten verdächtigt. Ich mußte diese Sache untersuchen, doch war bei dem fortwährenden Marsche die Durchführung der Einvernahme eine Unmöglichkeit. Die Soldaten konnte ich wohl verhören, aber nicht die Dorfbewohner, welche eben in ihrem Orte zurückblieben. Von den Soldaten wollte es natürlich keiner getan haben, und es lagen auch keine Indizien vor. Ich hatte eher den Eindruck bekommen, daß diese Leute mit Unrecht beschuldigt worden seien.

Unser Bataillonsstab wurde bei Herrn Berthoud-Coulon einquartiert, in einem feinen Hause unten am See, in dem Quartier, wo die neuen Schulgebäude stehen. Einen recht günstigen Eindruck machte mir Madame Berthoud, eine ältere Dame, die es sich nicht nehmen ließ, am folgenden Morgen, da ich früh aufbrechen mußte, schon um 6 Uhr mir das Frühstück selbst zu servieren. Am Abend waren wir Offiziere in einem Gasthaus beisammen und freuten uns, wieder in eine wirtliche Gegend gelangt zu sein, als plötzlich Generalmarsch geschlagen wurde und die in Neuchâtel anwesenden Truppen antreten mußten. Es wurde Mitteilung gemacht, daß die Bataillone am folgenden Morgen um 7 Uhr per Bahn nach Yverdon abreisen und nebenbei vernahm man allerlei unbestimmte Gerüchte über den bevorstehenden Übertritt großer französischer Heeresteile in unser Land.

Allermerkte man an, daß etwas Großes bevorstehe; doch war man über das Nähere noch ganz im Unklaren.

Den 1. Februar, an dem denkwürdigen Tag des Abschlusses der Konvention über den Übertritt der Bourbaki-Armee in die Schweiz, war ich früh im Bahnhof oben an der Stadt, um zu treiben und zu mahnen, daß der Extrazug, der uns nach Yverdon bringen sollte, rechtzeitig aufgestellt werde. Ich kann aber nicht sagen, daß man sich deshalb allzu sehr beeilt hätte, und ich bekam an jenem Morgen, wie auch an andern Tagen, den Eindruck, daß der Dienst bei der damaligen Westbahn manches zu wünschen übrig lasse. Dagegen habe ich hier ein interessantes Gespräch zu verzeichnen, das ich nun an jenem frühen Morgen mit dem Generalstabschef der einberufenen schweizerischen Truppen, Oberst Paravicini (†) aus Basel, zu führen die Ehre hatte. Auch im Bahnhof hatte ich das Gefühl, es müsse etwas Wichtiges bevorstehen; denn hin und wieder bemerkte ich, wie Eisenbahnamte mit ernster Miene einander etwas mitteilten. Als ich unter dem Tore des Bahnhofes stand, kam eine stattliche Offiziersgestalt mit einem Federbusch auf dem Hut durch die Dunkelheit und den Nebel auf den Eingang zu. Ich erkannte sofort den genannten Obersten, mit dem ich einige Jahre früher im Berner Oberland einmal eine Bergtour ausgeführt hatte. Ich stellte mich vor und wurde von ihm auch erkannt und begrüßt. „Jetzt,” sagte ich mir, „bist du an der rechten Quelle; der Generalstabschef weiß alles am besten und er wird dir nun sagen, was bevorsteht.“ Auf meine Frage, ob irgend etwas Wichtiges mit Bezug auf die französische Armee an unserer Grenze vorgehe, antwortete der Oberst: „Wissen Sie es noch nicht? 85,000 Franzosen kommen in unser Land. Vor zwei Stunden hat Herzog eine Konvention hierüber abgeschlossen. Soeben habe ich den Bericht erhalten, und ich bin im Begriffe, auch nach Verrières hinaus zu reisen.“ Ich: „Aber wie kommen

diese 85,000 Mann? Kommen sie mit den Waffen oder werden sie diese ablegen?" Der Oberst: „Sie werden die Waffen ablegen vor dem Eintritt in unser Land; ich wollte aber lieber, sie würden mit den Waffen kommen; dann könnten wir sie hinausschmeißen. So aber müssen wir sie aufnehmen und sie werden alle möglichen Krankheiten und anderes Unglück in unser Land bringen.“ Damit verabschiedete sich der Oberst und bestieg seinen Zug, um ins Traverstal zu reisen. Ich aber dachte über das Gehörte nach und fand, es sei für uns wahrscheinlich doch besser, wenn es nicht zum Kampfe komme und die Franzosen die Waffen ablegen. Freilich konnte ich mir auch nicht verhehlen, daß die Beherbergung dieser fremden Armee eine schwere Prüfung für unser Land sein werde. In dieser Beziehung ging es dann über Erwarten gut.

Übertritt der Bourbaki-Armee in unser Land.

Um $7\frac{1}{2}$ Uhr fuhr unser Bataillon nach Verdon ab. Das Einstiegen in den Zug war ein ganz verfehltes. Die Kompanien waren richtig abgezählt und eingeteilt zu den einzelnen Wagen. Als aber das Einstiegen begann, stürzte auf einmal alles auf die Wagen zu, ohne die Einteilung zu beachten. Es war, wie wenn jeder glaubte, er werde zurückgelassen, wenn er nicht so schnell wie möglich sich einen Platz im Wagen erobere. Der anwesende Divisionär, Oberst Meier (†), tadelte denn auch dieses Einstiegen.

Der oben genannte Soldat der ersten Jägerkompanie hat mit Bezug auf diese Fahrt in sein Gedicht folgenden Vers aufgenommen:

Des andern Tags sind wir gefahren
Per Eisenbahn nach Verdon;
Dies Städtchen hat uns gut gefallen,
Es zeigt sich freundlich jedermann.

Mit Recht; man muß sagen, die Bewohner dieser Stadt haben sich von der besten Seite gezeigt. Sie hatten eine schwere Zeit, bestanden dieselbe aber rühmlich. Uns gegenüber boten sie alles auf, um uns den Aufenthalt, der mit vielen Mühen und Schwierigkeiten verbunden war, möglichst zu erleichtern, und den zu internierenden Französen gegenüber zeigten sie eine Uneigen- nützigkeit und Menschenfreundlichkeit, die ihresgleichen sucht. Wir blieben 10 Tage an diesem Ort und waren für die Aufnahme der übertretenden Armee in die zweite Linie gestellt. Wir hatten nicht das Ablegen der Waffen an der Grenze zu überwachen, sondern die in die Schweiz hereingekommenen nach allen Seiten hin zu verteilen und zu eskortieren und die Dörfer in dem der Grenze nahe liegenden Gebiet abzusuchen und die dort hängen oder liegen gebliebenen Französen zu sammeln.

Ich kam mit dem Kommandanten in das Quartier zu Herrn Pilissier, dem Vizepräsidenten des Stadtrates, der nun aber als Präsident der Behörde zu funktionieren hatte, da der eigentliche Inhaber der Stelle, Major de Guimps, ein Bekannter von mir, sich ebenfalls im Militärdienst befand. Herr Pilissier war daher in diesen Tagen außerordentlich in Anspruch genommen, versäumte übrigens auch uns nicht und tat alles, um uns in seinem Hause gut zu halten. Madame Pilissier war eine liebenswürdige, einfache Dame, mit der ebenfalls sehr gut auszukommen war. Am gleichen Platz, wo unsere Wohnung, befand sich auch das Stadthaus, in dem wir unser Bataillons- bureau einrichteten und von welchem aus wir nun in den nächsten Tagen alles das übersehen konnten, was auf diesem Hauptplatz vor sich ging. Der große Sitzungssaal, hübsch ausgestattet und mit amphitheatralisch aufgestellten Sitzen versehen, wurde uns als Besammlungslokal für die Offiziere angewiesen. Unser Kommandant erlangte denn auch nicht, die Offiziere mehrmals hierher zusammenzurufen und ihnen genauer und nach-

drücklicher als dies bisher möglich gewesen, Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen. Manch ernstes Wort wurde in diesem Saal gesprochen, und die Feierlichkeit des Lokals trug wahrscheinlich dazu bei, daß darauf gehört und geachtet wurde.

Bereits an diesem Tag kam die erste Abteilung französischer Kürassiere im Städtchen an und marschierte auf dem Platz unter unserem Bureau auf. Es war wirklich ein trauriger Anblick, diese stattlichen, aber nun abgemagerten und elend aussiehenden Leute auf ihren heruntergekommenen Pferden einherreiten zu sehen, so traurig, daß die Volksmenge, die diesem Einzug zuschaute, stumm und still dastand. Die weißen Mäntel der Kürassiere trugen eher alle anderen Farben und waren zerfetzt und zerrissen. Nach einem kurzen Aufenthalt wurde diese Abteilung weiter gesandt. Der eigentliche Einmarsch der Armee begann erst am folgenden Morgen, den 2. Februar, und es ist zu bemerken, daß über Nerdon alle die zu Internierenden kamen, die sowohl bei Ste. Croix als Ballaigues und durch das Doux-tal in die Schweiz gelangt waren, d. i. mehr als die Hälfte der ganzen Bourbaki-Armee. Der Abwechselung wegen will ich hier einen Abschnitt aus dem Lavaterschen*) Tagebuch aufnehmen; denn dasselbe wurde in der damaligen Zeit geschrieben, als sein Verfasser unter dem frischen Eindruck, den alle die Vorgänge auf ihn gemacht hatten, stand, während ja zwischen dem, was ich schreibe, und den Ereignissen selbst, ein Zeitraum von 36 Jahren liegt.

„Donnerstag, der 2. Februar,“ so lesen wir im Tagebuch, „ist der ewig denkwürdige Tag, an welchem ich Zeuge des Einzugs der französischen Heerscharen war. Vor dem Städtchen auf der Straße nach Ste. Croix hielt ich Wache. Gegen Mittag kamen die ersten Abteilungen Reiterei auf abgeschundenen, ab-

*) Hermann Lavater, damals erster Unterleutnant beim Bataillon.

gemagerten Pferden in weißen und roten Mänteln, Husaren, Kürassiere. Dann das Fußvolk in endlosem Zug, alles durcheinander, Linie, gardes mobiles, Marschregimenter in allen möglichen Aufzügen. Alle aber in welch schrecklichem Zustand! Das soll einmal eine Armee gewesen sein? Viele ganz ohne Schuhe; denn die „papierenen“ Schuhe, die eine Tatsache sind, halten nicht lang. Die Füße mit Lumpen umwunden, die Kleider in Fetzen. Sehr viele nicht in Uniformen, sondern in allen möglichen Privatkleidern, sogar in preußischen Uniformstücken, auf dem Rücken einen Tornister oder Bündel; die meisten aber ohne irgend etwas, außer etwa einer blechernen Feldflasche, halb erfroren, halb verhungert, mühsam sich fortschleppend. Kranke, Verwundete, alles in einem Knäuel, kommen sie daher, und so geht es heute den ganzen Tag und die ganze Nacht und morgen den ganzen Tag ununterbrochen fort.“

„So lange es ging, wurden sie in die geräumige Kaserne und den Kasernehof gewiesen, dort ihnen eine Suppe verteilt und sie dann abteilungsweise weiter geschickt. Da ließen wir einen Clairon blasen, zählten dann die tausend Mann ab, die uns gehorchten wie Kinder, gaben ein paar Mann vorn, ein paar auf die Seiten und einige hinten mit einem Unteroffizier als Eskortenchef. — von welchen allen oft keiner ein Wort französisch verstand, — und schickten den Zug um ein Haus weiter. Auf diese Weise hatten wir Abteilungen von 1000 bis 1500 Mann mit wenigen unserer Leute, bald mit, bald ohne Offizier nach Payerne, Estavayer, Romont, Murten &c. versandt. Die Begleitmannschaft blieb oft mehrere Tage fort, bis schließlich die Hälfte unseres Bataillons auf der Wanderung war.“

„Im Städtchen waren alle Lokale vollgepropft. In der Kaserne logierten vielleicht 2000 Mann, die abends ankamen und morgen früh wieder weiter mussten. Die Kirche war gedrängt voll. Die katholische Kirche, die église libre, der Kasino-

ſaal zc., alles voll, und was für ein Anblick und Geruch in diesen Lokalen! Auf dem Stroh lagen sie Mann an Mann, Gesunde und Kranke. Das Städtchen war so voll, daß diejenigen, die nachts ankamen, unter freiem Himmel übernachteten mußten. Auf dem Platz wurden Feuer angezündet, um die sie wie Fliegen hinsiedeln, mitten in den Schnee und das Schneegeflüder.“

„Wir hatten strengen Dienst, besonders diejenigen, die franzöfisch sprachen. Beständig wurden wir konsultiert, mußten Auskunft geben; dafür genossen wir viel Autorität; sie hatten einen heiligen Respekt vor uns und benahmen sich äußerst manierlich.“

„Auf dem Platz beim Bahnhof in der Promenade wurden in freier Luft die Pferde untergebracht. Da blieben sie im Schnee stehen, viele eine Woche lang, besorgt oder auch nicht. Futter war zuerst wenig aufzutreiben. Was ihnen unter die Zähne kam, wurde gefressen, die Bäume angenagt und viele tief angefressen. Die schöne Promenade wird wohl großen Schaden leiden. Es waren einmal über 3000 Pferde beisammen, von denen vielleicht nicht hundert gesund. Viele hatten ekelhafte Satteldrücke. Es war ein Anblick, oft ebenso scheußlich wie bei den Menschen.“

„Und während Mann und Roß in diesem traurigen, hilflosen Zustand waren, ließen sich die Offiziere im Hôtel de Londres wohl sein und bekümmerten sich um die ganze Geschichte gar nichts. Es war wirklich empörend, mit welcher Nonchalance diese Herren die Sache behandelten und sie erleichterten einem das Verständnis des ganzen französischen Unglücks. Nicht zu verwundern, daß uns oft die Geduld riß und wir sie saßen.“

Dieser Darstellung des Kameraden Lavater will ich noch einige Züge aus den damaligen Erlebnissen beifügen, die mir ziemlich lebhaft im Gedächtnis geblieben sind. Einmal mußte

eine Anzahl Soldaten von unserm Bataillon kommandiert werden, um Pferde, die sich losgerissen hatten, einzufangen, und man konnte da sehen, wie hie und da mehrere Soldaten zusammen Pferde einander zutrieben, indem sie ihnen die Gewehre wie Stecken entgegenhielten, um sie aufzuhalten. Nicht selten kam es auch vor, daß Pferde, die sich losgerissen hatten, dann in der Stadt am Morgen tot am Boden lagen. Die einen waren schwer krank hereingekommen, andere, ausgehungert, wie sie waren, hatten sich vollgefressen und gingen hieran zugrunde. Eine vornehme Dame in Yverdon wurde für eine Anzahl ganz kranker Pferde so von Mitleid ergriffen, daß sie darum einkam, man möchte ihr diese Pferde käuflich abtreten, damit sie sie abtun lassen könne. Es wurde ihr entsprochen; sie erwarb 12 todkrank Tiere um den Preis von je 5 Fr. und ersuchte dann unsern Kommandanten, sie durch Soldaten erschießen zu lassen, was denn auch geschah.

Einmal, als ich in der Stadt einem ankommenden, langen Französenzug zusah, bemerkte ich einen Herrn, der etwa 15 Jahre älter als ich gewesen sein mag und ganz in meiner Nähe aus der zuschauenden Menge heraus je den elendesten und hilflosfesten Soldaten Geldstücke in die Hand drückte, welche ihm denn auch mit dankbarem Blick abgenommen wurden. Dieser Akt der Menschenfreundlichkeit, — man konnte übrigens derartiges in jenen Tagen oft sehen, — machte mir für den Geber einen günstigen Eindruck, ohne daß ich übrigens irgendwie eine Ahnung davon hatte, daß dieser Herr einer meiner Mitbürger sei. Bald nachher traf derselbe auf dem Bataillonsbureau, in welchem ich mit dem Kommandanten beschäftigt war, ein und stellte sich als ein Herr Römer von Zürich vor, der unmittelbar vor der Stadt, da, wo der Einmarsch der Internierten in dieselbe stattfand, eine Villa mit Garten besitze. Er klagte, daß er sich dort in beständiger Feuersgefahr befinde; denn fortwährend sei sein Stall

und die Scheune mit französischen Soldaten, die da ruhen, angefüllt, darunter auch viele Kranke. Das gehe so fort Tag und Nacht, und er fürchte, daß sein Eigentum im höchsten Grad gefährdet sei; denn diese Soldaten gehen mit Feuer und Licht sehr unvorsichtig um. Er bat, man möchte ihm zwei Mann vom Bataillon als Wache zuteilen; er werde diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sie gut halten. Er machte darauf aufmerksam, daß er ja auch ein Zürcher sei und hoffe, daß man vom Zürcher Bataillon aus ihm gefällig sein werde. Der Kommandant wollte anfänglich nicht darauf eingehen; er fürchtete die Konsequenzen und fand, es sei Sache der Hauseigentümer selbst, Haus und Hof zu schützen. Es gelang mir aber doch, ihn zu bereden, indem ich ihn auf das menschenfreundliche Benehmen dieses Herrn gegenüber den französischen Soldaten aufmerksam machte. Zwei Mann wurden zu Herrn Römer detachiert und sie erzählten nachher, sie haben es so gut bei demselben gehabt, daß sie wieder zu ihm gehen würden.

Mehrere Mal in der Nacht hatte ich Ronden zu machen und trat dann auch in die vielen Spitäler ein, die in Kirchen und Schulen usw. eingerichtet waren. Das größte Elend bot sich einem hier dar. Die Leute hatten namentlich Krankheiten der Atmungsorgane; dann waren auch viele äußerliche Verlebungen, und gewöhnlich in einer Ecke des Lokals eine Reihe von Typhuskranken und ähnlicher ansteckender Fälle. Man wurde gewarnt, diesen Patienten nahe zu treten.

An dem Sonntag, den das Bataillon in Yverdon zubrachte, wurde auf dem Hauptplatz Gottesdienst gehalten, bei welchem unser Feldprediger, Pfarrer Hafner, eine recht improvisierte Kanzel bestieg. Er redete uns allen sehr zum Herzen und weckte durch seine eindringlichen Worte die Vaterlandsliebe und die Pflichttreue und Hingebung des Soldaten. An einem Nachmittag in den Tagen, da wir nicht mehr so sehr mit den Internierten

beschäftigt waren, führte der Kommandant das Bataillon auf der Straße nach Grandson zur Stadt hinaus und stellte es auf einer Wiese auf. Auch er sprach recht eindringliche Worte, machte darauf aufmerksam, wo es im Dienst noch da und dort fehle und forderte Offiziere und Soldaten auf, ihr möglichstes zu tun, um den etwas beschwerlichen Dienst aufs beste und gewissenhafteste zu verrichten. Am Abend kamen wir etwa im Cercle zusammen und trafen dort unsere Kameraden vom Aargauer Bataillon und von den Stäben. Es lautet denn auch eine Strophe des später einmal vorgetragenen Gedichts unseres Bataillonsarztes *):

Im cercle vaudois da treffed mer konstant
Des Aargaus lust'ge Brüder,
Herr Oberst Zäch, Herr Kurz
Und viel Bekannti wieder.

Im Joux-Tal.

(19. Februar bis 3. März.)

Am 19. Februar, einem Sonntag, abends, kam wiederum Marschbefehl für den folgenden Tag. Die Kompagnien in Orbe hatten nach der Vallée de Joux hinaufzumarschieren, während diejenigen in Cossy als Marschziel Nyon, Trélez, St. Cergues erhielten. Die einen also kamen an den schönen Lac Léman, wo bereits der Frühling eingezogen war, die andern aber neuerdings in den Winter hinein, indem im Jouxtal oben dieser noch vollständig herrschte. Der Kommandant legte die Strecke bis Nyon mit seinen Kompagnien per Bahn zurück. In Morges erblickte man zum erstenmal den Genfersee und darüber die prächtige Alpenkette mit dem Montblanc. Eine Kompagnie kam nach St. Cergues, welches 1046 Meter über Meer liegt, und hatte dort einen strengen Wachtdienst zu verrichten. Zwei Stunden

*) Dr. Forrer in Marthalen.

vom Ort liegt die Grenze, von welcher man das Fort „Les Rousses“ in nächster Nähe sehen kann. Mit dem Glas konnte man sogar die Schildwache vor demselben erkennen. In St. Gergues an der Grenze war ein Wachtposten von einer Sektion aufgestellt.

Mit dem zweiten Halbbataillon trat der Verfasser am folgenden Morgen den Marsch nach dem Jourtal an. Derselbe ging über Agiez, Croz und Romainmôtier. Hätte er sich damals schon so sehr wie jetzt für alte Bauwerke und namentlich Kirchen im romanischen Stil interessiert, so würde er ohne Zweifel im Vorbeigehen rasch der alten Zisterzienser-Kirche in Romainmôtier einen Besuch abgestattet haben. Das Vorbeigehen ist wörtlich zu verstehen; denn der Major hatte an diesem Tag zu Fuß zu marschieren, da sein geschlagenes Pferd nachgeführt werden mußte und der Ersatz noch nicht eingetroffen war. In Baillion wurde Mittagsrast gemacht. Hierfür mußte der eidgenössische Schoppen ausgeteilt werden. Wir führten nämlich ein Faß Wein mit uns.

Von Baillion steigt die Straße noch stark an bis nach Les Places (1143 Meter), welches den Übergang nach dem Jourtal bildet. Dieser Übergang wird auch Petra Felix genannt. Da oben hatte es noch sehr viel Schnee und wie auf diesem Paßübergang war es auch im ganzen Tal, in welchem wir nun für einige Zeit unsere Quartiere nahmen. Der See war so gefroren und mit Schnee bedeckt, daß eben bei unserer Ankunft der Postschlitten uns auf demselben entgegenfuhr. Die Soldaten wollten kaum glauben, daß diese große Fläche ein See sei, bis im nächsten Ort, L'Abbaie, ein Soldat ein Schiffchen erblickte, das in einer Schiffshütte an Seilen aufgehängt war. Die erste Zentrum schwankte in Les Places rechts ab und kam nach Le Pont; die übrigen marschierten auf dem rechten Ufer des Sees nach Le Sentier, wo die zweite Zentrum und der Stab blieben

und die dritte Centrum kam nach Le Brassus. Abends zwischen 6 und 7 Uhr langten wir in Sentier an, und es begann nun hier eine Zeit, welche zu den interessantesten Abschnitten dieses Grenzdienstes gehörte. Unsere Kameraden am Genfersee stellten sich vor, es sei uns recht schlimm ergangen und wir sehnern uns gewiß, aus diesem Hochtale bald wieder wegzukommen; doch war es gar nicht so schlimm, und der Verfasser hat manche angenehme Erinnerung an diese Zeit. Ein Vers unseres Bataillonspoeten mag hier Platz finden:

Was macht ächt wohl de Herr Major im Grande Vallée de Joux?
Warum ist er vun Guise furt? fragst lieber Elser du.
Säg au, was häd er für en Dienst? S'ist wäger nid de best,
Nid wege'n Pocke, Cholera, nei wege Kinderpest!
Die Gränze mueß bewacht si, im Tal und uf der Höh',
Gar furchtbar müehsam wattet me dur tüse, tüse Schnee.
Dernebet wird au exerziert, ganz prächtig uf em Is,
Doch ist's e Nummere chälter gsi als einst im Paradies.

Das Jourtal, soweit es schweizerisch ist, hat eine Ausdehnung von 4 bis 5 Stunden Länge und einer halben Stunde Breite, der See selbst eine Längs-Ausdehnung von etwa 2 Stunden. Am untern Ende desselben befindet sich, wie an den größern angehängt, der kleine Lac Brenet. Pont liegt am Nordostende, Sentier am Südwestende des Sees. Auf dem linken Ufer desselben befinden sich noch die Orte Le Lieu, Le Séchey, Les Charbonnières. Die Längsseiten des Tales sind flankiert durch den Mont Tendre und den Rissoux, letzteren auf der französischen Seite. Am untern Ende des Sees steht die Dent de Baulion als Talschlüß; sie hat eine majestätische Gestalt und erhebt sich ein wenig wie das Matterhorn aus dem Tale. Eine Eigentümlichkeit des Sees ist, daß er keinen sichtbaren Abfluß hat. Das Wasser versinkt durch eine Reihe von Trichtern (Gentonvoirs) in die Tiefe und kommt dann erst eine halbe Stunde unterhalb dem See in der Source de l'Orbe wieder zum Vor-

schein. Der Entonnoir du Bonport befindet sich am Lac Brenet und der Entonnoir du Moulin de Rocheray am oberen Ende des Sees. Von hier fließt dann das Wasser unterirdisch dem ganzen See entlang, und zwar nicht nur dasjenige aus dem See selbst, sondern auch das Wasser, das vom Mont Risoux herunterkommt. Aus diesem Grund, weil eben in dem unterirdischen Gang zum Wasser des Sees noch anderes hinzukommt, geschieht es zuweilen bei Hochwasser und starken Regengüssen, daß die Trichter übersprudeln. Der Seespiegel liegt 1003 Meter über Meer. Der erste bekannte Ansiedler in diesem Hochtale war im sechsten Jahrhundert der Pater Poncet, der in Le Lieu ein Kloster gründete, welches dann aber wieder zerfiel. 1126 stiftete der Mönch Gosbert wiederum ein Kloster in L'Abbaye. Das ganze Hochtal war damals und noch lange nachher eine Waldgegend. Jetzt ist der Wald bis an den Fuß der Berge verschwunden. Am schweizerischen Abhang des Risoux aber steht jetzt noch eine der schönsten Waldungen weit herum. Sie gehört dem Kanton Waadt. Im Jahr 1748 siedelte sich Olivier Mehlau in Le Chenit, zu welcher Gemeinde Le Brassus und Le Sentier gehören, als Uhrmacher an. Er ist somit der Gründer nicht nur der Uhrmacherei, welche jetzt in diesem Tale betrieben wird, sondern überhaupt von Handel und Gewerbe daselbst. Die „Combiers“, — so nennt man die Bewohner dieses Tales —, gelten als ruhig und intelligent. Diesen Namen haben sie von den vielen „Combes“ her, d. h. den kleinen Tälchen oder Schluchten, welchen man gemeinhin diesen Namen gibt, wie La grande Combe auf der Höhe des Risoux oberhalb Les Charbonnières; die Combe noire am linken Ufer des Sees, die Combe du Moussillon (Mückenloch) bei Brassus u. a. In diesem Tale werden namentlich die sogenannten „Bachérins“ erstellt. Es sind dies die bekannten ganz weichen Käse in Kuchen- oder Brötchenform. Der Name Jour, der in diesen Gegenden

sehr oft vorkommt, leitet sich ab von Juria, einem mittel-lateinischen Wort, das Hochwald bedeutet. Die Geschlechtsnamen, die hier namentlich vorkommen, sind: Rochat in Pont, Lecoulstre und Mehlan in Brassus, und Reymond, Piguet und Capt namentlich in Sentier.

Wer einige Zeit in diesem Tale zubringt, kann nicht anders als sich für Leute und Gegend interessieren, und so ging es auch mir, obwohl der Dienst während des hiesigen zehntägigen Aufenthalts ein ziemlich mühsamer war. Wie schon erwähnt, war der See mit einer dicken Eisdecke zugedeckt, so daß die in Pont stationierte Kompagnie auf demselben die Peloton- und Kompagnieschule üben konnte. In der Nacht war es empfindlich kalt, und es gilt hier als eine besonders frostige Gegend ein Teil des linken Seufers. Mein Quartier war das Hotel de ville in Sentier, d. h. das Gemeindewirtshaus, das von einem freundlichen und liebenswürdigen Wirt, namens Capt, geführt wurde. Mit Capt stand ich auf gutem Fuß, und als ich zwei Jahre nachher unsfern Dr. Roth in Sentier besuchte und auch in das Hotel de ville kam, hatte er große Freude, mich wieder zu sehen und rief seiner Tochter zu: «Marie, vite, la meilleure bouteille ! le majeur du 11 est arrivé !» In diesem Gasthaus logierten eine Anzahl französischer Damen, welche vor den „Bruxxiens“ aus den anstoßenden Gegenden Frankreichs hierher geflohen waren. Sie waren äußerst erfreut über unsere Ankunft und stellten sich vor, jetzt seien sie sicher; wir Schweizer werden sie gewiß vor den Preußen beschützen.

Zu Anfang unseres Aufenthalts empfand ich sehr den Mangel an barem Geld, dessen ich bedurfte, um den Truppen den Sold, den sie hier sehr nötig hatten, auszuzahlen zu lassen. Der Quartiermeister mit der Bataillonskasse war manche Stunde weit von uns entfernt, und zwischen ihm und uns lagen tief eingeschneite Berge. Der Verkehr mit demselben war ein man-

gelhafter. Bald wurde aber Rat geschaffen. Die Caisse d'Escompte (Leihkasse) des Tales offerierte sich, mir eine ziemlich beträchtliche Summe vorzuschießen, ohne irgendwelche Sicherheit und auch ohne Zinsvergütung. Welche Leihkasse im Kanton Zürich würde in so gefälliger und uneigennütziger Weise dem Führer von schweizerischen Truppen begegnen? Ich rechnete den „Combiers“ dieses Entgegenkommen hoch an, und den Soldaten kam dasselbe sehr zu statten.

Eine der ersten Arbeiten, welche eine Anzahl Soldaten der Kompanie in Sentier zu verrichten hatten, war das Ordnen einiger tausend Gewehre, welche hier ungeordnet auf Haufen lagen. Es waren nämlich bekanntlich anfangs Februar zirka 4000 französische Soldaten über den Rijoux ins Jourtal herüber gekommen und dort von schweizerischen Truppen empfangen worden. Sie legten die Waffen teils in Soliat, wo der Hauptweg aus der Gegend von Mouthe über den Rijoux in den obern Teil des Jourtals herabkommt, teils in Sentier nieder. Diese Gewehre mußten nun sortiert und ordentlich zusammengelegt werden. Andere sollen damals noch oben auf dem Rijoux beim Landjägerposten — poste des mines — unter dem Schnee gelegen haben. Die ließ man aber einstweilen dort liegen. Im Depot in Sentier gab es auch noch andere Ausrüstungsgegenstände der französischen Armee, wie Patronataschen, Säbel, Sättel usw. Einen Unteroffizierssattel ließ sich der Verfasser gegen Empfangsschein leihen, um sein zweites Pferd, einen Schimmel, aus der Bierbrauerei zum Strohhof, der unterdessen angelangt war, reitbar zu machen; denn der Adjutant Noz empfand das Bedürfnis, von einer Gemeinde zur andern reiten zu können. Ich hätte diesen Sattel nachher gerne als Andenken behalten, mußte ihn aber nach dem Dienst an den Escadronschef Faivre, commandant du Dépôt français, in Thun abliefern.

Unter den Talbewohnern, welche mir im Sinn geblieben sind, muß ich vor allem aus meines lieben Kameraden, Major Massy (†),

der mit mir im Jahr vorher eine Majorschule in Thun durchgemacht hatte, erwähnen. Seit 25 Jahren schon befindet sich derselbe aber nicht mehr unter den Lebenden. Er wohnte in Orient de l'Orbe, einer kleinen Ortschaft in Sentier, am Fuß des Mont Tendre. Er lud uns Offiziere an einem Sonntag zu einem Mahl zu ihm ein und brachten wir hier mit den Spitzen der Gesellschaft von Sentier einige sehr angenehme Stunden zu. Ein gebildeter und angenehmer Mann war auch sein Schwager, Herr Michaud, Régent, d. h. Schulmeister. Sehr gut erinnere ich mich auch an Massy's Schwiegervater, den Préfet, Gaspard Golay, mit dem ich seiner amtlichen Stellung wegen viel zu verkehren hatte. Dann wurde ich bekannt mit dem Obersten Audemars, dem Chef des großen Uhrengeschäfts Louis Audemars & fils, ferner mit dem Pfarrer Möhrlen, einem ursprünglich Deutschen, der aber im Waadtland aufgewachsen war. Der Verkehr mit diesem und den andern war ein angenehmer und durchaus korrekter. Die Gourtaler hielten es für eine Ehre, daß die Zürcher mitten im Winter zu ihnen in ihr verlassenes Hochtal kamen. Wir bereiteten ihnen nicht geringe Kurzweil, und ein wichtiger Punkt für sie war noch der: der einzige Arzt des Tales war kurz vorher gestorben und befand sich nun die ganze Bevölkerung ferne von ärztlichem Beistand. Kein Wunder daher, daß schon bei unserer Ankunft Leute kamen, um die Hilfe und den Rat unseres Doktor Roth in Anspruch zu nehmen. Es wurde bald unter den Soldaten gemunkelt, der Doktor verdiene hier oben ein „Heidengeld“. Als ich ihn einmal hierüber befragte, versicherte er mich, er habe bis jetzt einen Franken, ferner ein Taschentuch und dann noch ein Päckchen Zigarren erhalten (!). Es dauerte aber nicht lange, bis einige der Herren zu mir kamen und mich um einen Rat bat. Der Arzt, sagten sie, sei ihnen gestorben und nun müssen sie sich nach einem Nachfolger umsehen; die Gemeinde bezahle ihm ein Wartgeld.

Ob ich nun glaube, daß Roth, der ihnen wohl gefalle, der richtige Mann hiefür wäre. Ich bejahte diese Frage und stellte dem jungen Doktor, soweit das in meiner Aufgabe liegen konnte, ein günstiges Zeugnis aus, hegte aber einigen Zweifel, ob der selbe seinerseits geneigt sein werde, sich in diese im Winter etwas unwirtliche Gegend versezzen zu lassen. Die Gemeinde konnte sich aber mit unserm Doktor einigen, und derselbe verließ wenige Wochen nach unserer Rückkehr in den Kanton Zürich seine Wohngemeinde Wald und fiedelte nach Sentier über, wo er dann auch eine Reihe von Jahren verblieb.

Kaum waren wir da oben, so kamen der Préfet und noch einige Herren zu mir und legten mir ein Dekret der waadt-ländischen Regierung vor, in welchem mitgeteilt wurde, daß der Rinderpest wegen die Grenze gegen Frankreich abgesperrt werden müsse und daß hiezu die in den Grenzorten stehenden schweizerischen Truppen in Anspruch zu nehmen seien. Gestützt hierauf, wurde verlangt, daß ich sofort einen Cordon von Wachtposten längs der Grenze etwa auf eine Länge von 5 Stunden aufstelle. Ich antwortete, daß ich meine Befehle nicht von der waadt-ländischen Regierung und dem Präfekten, sondern von meinem Brigadecommandanten, dem ich damals direkt unterstellt war, zu empfangen habe. Ich wollte mich an denselben wenden und seine Befehle gewärtigen. Man gab sich hiermit zufrieden, und ich wendete mich an den Brigadier, der, wenn ich nicht irre, damals in Lausanne sich befand. Ich erhielt aber keine Antwort und erst 3 oder 4 Tage nachher erschien der Brigadier persönlich im Jourtal, um sich nach den Verhältnissen umzusehen. Ich hatte unterdessen den gewünschten Grenzdienst eingerichtet, indem ich keine Antwort als Zustimmung betrachtete, was sich nachher auch als richtig erwies; denn meine Anordnungen wurden gebilligt.

Die Aufstellung der Wachtposten am Risoux fand meist

etwa in halber Höhe des Berges statt. Es wurden die da und dort stehenden Sennhütten hiezu benutzt und je ein Unteroffizier mit 5 bis 6 Mann in dieselben verlegt. Diese Mannschaft hatte dann die Aufgabe, fortwährend die Strecke von einem Posten zum andern abzupatrouillieren, und sie sollten keinerlei Personen, noch weniger Vieh diese Linie passieren lassen. Ich erinnere mich noch an einige der Namen dieser Hütten. Eine hieß Fontaine aux Allemands, eine la Frasse, eine chez le bon homme usw. Es waren im ganzen neun solcher Posten. Die genaue Disposition ist noch in meinen Händen. Überdies wurden besondere Patrouillen unter einem Offizier durch einen großen Teil des Aufstellungsgebietes und bis auf den Berg hinauf abgesandt. Die Rapporte der Offiziere Frick*) und Lavater über solche Touren sind noch in meinem Besitz. Sie kamen dabei auf der Höhe des Rissoux zu dem Landjägerposten aux mines, der mitten im Walde liegt. Des tiefen Schnees wegen war der Marsch ein äußerst beschwerlicher und sanken die Soldaten oft bis an den Tournister in den Schnee ein. Die Grenze auf der Höhe war durch Aufführung einer ca. 4 Fuß hohen Mauer bezeichnet, von der jedoch damals nichts sichtbar war. Dagegen konnte man sich vorstellen, wo die Mauer stehe, indem der Schnee darüber etwas erhöht war. Eines Tages erhielt der Landjägerposten auch den Besuch einer deutschen Patrouille. Es waren echte Preußen vom zweiten Armeekorps. Unsere Soldaten trafen aber mit keiner solchen zusammen, sonst würde dies gewiß auf beiden Seiten Freude bereitet haben.

Leutnant Lavater hatte für den 25. Februar den Befehl erhalten, mit einer Patrouille nach Vallorbe zu marschieren. Ich lasse hier einen Auszug aus seinem Tagebuch folgen, in welchem er einiges über diesen Patrouillengang aufgezeichnet hat:

*) Frick-Morff in Zürich, damals 2. Unterleutnant beim Bataillon.

„Den 25. Februar. Mit den drei größten Kerls der Compagnie und Dr. Bleuler (einem weiteren Assistenzarzt) unter Führung des Conseiller Alexandre Rochat eine hübsche Rekognoszierung gemacht. Über den Lac Brenet, Fornaz, durch hohen Schnee zum Châlet mont de Cire absteigend und auf die Straße der grande échelle. An einer steilen Felswand, die zum Teil überfroren war, hinunterkletternd, kamen wir zur Grotte aux fées. Wir zündeten die mitgenommenen Kerzen an und drangen in diese ca. 10 bis 15 Minuten tiefe Höhle ein, die bald hoch und gewaltig gewölbt, bald niedrig und eng, mit bis zu 10 Fuß langen Eiszapfen prächtig geschmückt ist. Zuhinterst befindet sich die Cuisine. Weiter an der Felswand hinuntersteigend, gelangten wir zur Source de l'Orbe, in welcher dieses Flüßchen auch einmal wieder zum Vorschein kommt. Diese Partie ist prächtig. Auf der einen Seite hat man die steilen Felswände der Dent de Vaulion, auf der andern das mit Tannen besetzte Tal und den prächtigen, sanft dahinfließenden Fluß, dessen Wasser von einer merkwürdigen Klarheit ist.“

„Dem Fluß entlang marschierend, erreichten wir nach 20 Minuten die großen Eisenwerke von Ladernier, wo wir dem Schmelzen des Eisens in den großen Öfen und der Arbeit der Dampf hämmer zuschauten. Dann feierlicher Einzug in Vallorbe, in unserer Mitte der banditenartig aussehende Rochat mit gewaltigen Schneeschuhen, hinter uns die drei endlosen Grenadiere. Die dort stationierten Aargauer trauten ihren Augen kaum, als wir da von den Bergen herunter, wo für sie die Welt aufhörte, gestiegen kamen, in voller Winterausstattung, während hier unten, 4—500 m tiefer, kein Schnee und schönes Frühlingswetter war. Nach einem guten Mittagessen kehrten wir auf der Straße, die eine starke Steigung hat, nach Le Pont zurück.“

Ich will nicht unterlassen, mitzuteilen, daß ich selbst mit meinem Freunde Massy, der die Stelle eines Vice-préfet be-

fleidete, die Aufstellung des Cordons vorher rekonnoisierte und fast einen ganzen Tag am Rissoux durch die tief verschneiten Wälder ritt, um überall die geeigneten Posten auszuwählen. Manche Stunden brauchten wir für diesen Ritt. Ich hatte am Anfang befürchtet, daß die Pferde stark einsinken werden. Es war dies aber nicht in dem Maße der Fall; der Schnee war meist hart gefroren und trug uns mit seltenen Ausnahmen genügend.

Dieser Wachtdienst, obwohl für die Soldaten beschwerlich, befriedigte aber gleichwohl nicht, und bald kam die Meldung, die Bewohner der Grenzorte Mouthe, La Chapelle usw. finden doch ihren Weg über den Berg, sowie daß häufig Schmuggler trotz unsern Patrouillen und Posten bis nach Sentier hinaufkommen. Die Strecke war zu lang für die verhältnismäßig wenig zahlreiche Mannschaft, und namentlich die Schmuggler waren gewandt und schlau genug, um bei unsern Zürcher Soldaten vorbeizukommen. Ich erklärte aber dem Préfet, daß eine noch engere Aufstellung von uns nicht bewilligt werden könne und daß, wenn die Waadtänder ein mehreres wünschen, sie selbst von ihren eigenen Leuten eine Verstärkung liefern sollen. Dies geschah denn auch. Der Préfet bot etwa 70 Mann aus den Gemeinden des Jouxtales auf. Es waren Schützen und Infanteristen und auch etwas Artilleristen dabei, die nun ebenfalls mir unterstellt wurden. Mit diesen Leuten wurde ein Extrapatrouillengang eingerichtet. Die wegkundige Mannschaft streifte den ganzen Tag im Rissoux herum und jedenfalls wurde nun die von der waadtländischen Regierung gestellte Aufgabe weit genauer und richtiger ausgeführt, als dies vorher der Fall war. Die Offiziere, welche die unter mir stehenden „Combiers“ befehligten, waren die Hauptleute John Piguet von Brassus und David Reymond von Sentier. Es waren beide geachtete und gewissenhafte Männer, denen ich natürlich in ihrem Dienst eine gewisse Freiheit ließ.

Gegen das Ende unseres Aufenthalts im Jouxtal kamen an einem Morgen einige Gemeinderäte zu mir und klagten, daß in der Nacht die Hütte eines Wachtpostens zum großen Teil abgebrannt sei. Es war dies das Châlet chez le Bonhomme oberhalb Les Charbonnières. Unsere Soldaten hatten ein etwas zu starkes Feuer unterhalten, so daß das Dach der Hütte in Brand geriet. Holz war im Überfluß vorhanden, die Nächte aber sehr kalt, so daß die Gefahr des Überheizens nahe lag. Sie verlangten nun, für den Schaden entschädigt zu werden, worauf ich aber nicht einging. Ich stellte ihnen vor, wie mühsam der Dienst für unsere Soldaten sei, und wie sie froh sein müssen, daß derselbe verrichtet werde. Auf der andern Seite machte ich sie auf den geringen Wert einer solchen Hütte aufmerksam. Sie ließen sich beschwichtigen, und es wurde dann keinerlei Entschädigungsforderung gestellt und auch bei keiner höhern Stelle Klage geführt.

An einem Morgen brachte eine Patrouille drei französische Soldaten, welche halb erfroren und verhungert waren, nach Sentier. Dieselben waren aus ihrem Internierungsort, der Kaserne in Bière, entlaufen und hatten die Nacht in den Wäldern am Risoux zugebracht, um dann am Morgen über den Berg nach Frankreich hinüber den Weg fortzusetzen. Ich ließ ihnen eine warme Suppe geben und sandte sie mit einer Eskorte von zwei Soldaten der 2. Zentralkompanie, worunter der große Werffeli von Weiningen, wieder zurück nach Bière. Ich erhielt dafür folgenden, auf einem Depeschenformular deutsch geschriebenen Empfangsschein, der noch in meinem Besitz ist:

„Die drei französischen Soldaten habe richtig empfangen nebst fünf andern, welche Ihre Soldaten unterwegs aufgefangen haben.
Achtungsvoll zeichnet

Georges Pascal, Lieutenant.

Bière, le 2 Mars 1871.“

Ohne Zweifel hatte Lieutenant Pascal diesen Geschäftsstil in der Ostschweiz gelernt.

Am Abend besuchte man etwa den Cercle, das Lokal einer Privatgesellschaft der Herren von Sentier, wo es an gutem Wein nicht fehlte. Die Quartierträger brachten auch etwa die bei ihnen Einquartierten dorthin, so der Oberst Audemars einen Korporal, der, glaube ich, Gemeindammann im Wehntal war. Der Oberst war der deutschen Sprache nur wenig mächtig; der Korporal der französischen gar nicht; aber gleichwohl konnten sie sich über gewisse Hauptpunkte leicht verständigen. Wenn der Oberst den Korporal fragte: «Voulez-vous du rouge ou du blanc?», so wußte der Korporal bald, welche Antwort er zu geben habe.

Ich will noch erwähnen, daß ich, um meiner lieben Frau ein Andenken an diese Dienstzeit heimbringen zu können, mich an diesen Obersten wandte. Seine Firma war damals eine der allerersten Uhrenfabriken der Schweiz und ich bat ihn, für mich eine recht gute und seine Damenuhr auszuwählen, was dann auch geschah und ich glaube, er bemühte sich wirklich, mir nur etwas recht Gutes mitzugeben. In der Uhr wurde zur Erinnerung das Datum des Aufenthalts in diesem Hochtal eingraviert.

Der 2. März war der letzte Tag, den wir in diesem Tale zubrachten. Leider wurde derselbe noch durch ein trauriges Ereignis, das uns freilich nicht direkt berührte, bezeichnet. Abends zwischen 4 und 5 Uhr fand im Arsenal von Morges eine furchtbare Explosion beim Sortieren der französischen Munition statt, bei welcher viele Leute ums Leben kamen und das Zeughaus zerstört wurde. Der Knall war so stark, daß unsere Soldaten auf den Wachtposten am Mont Risoux denselben deutlich hörten.

Am 3. März, morgens früh, Abmarsch. Die 2. und 3. Zentrum marschierten an diesem Tag gemeinsam über den Marcheiruz-Paß (1450 m) nach Bagnins, die erste Zentrum aber von

Le Pont über Les Places (1143 m) und von hier über einen noch etwas höhern Übergang, en Molendru (1218 m), in südlicher Richtung nach L'Isle und Pampigny und nachher über Apples, Yens nach Aubonne, wo sie die Nacht zubrachte. Drei Kompanien des Bataillons 34, Zürich, hatten uns im Jouxthal abzulösen, und unsere Wachen zu übernehmen. Vermittelt der aufgebotenen Waadtländersoldaten wurde eine Zwischenablösung bewerkstelligt und die Posten bis gegen den Abend durch diese besetzt. Auf der Höhe des Marcheiruz genossen wir wieder eine wundervolle Aussicht, und alles war fröhlich und in heiterer Stimmung; denn der Winter war einem recht verleidet und jeder freute sich, daß bald die warme Sonne am Lac Léman auf ihn herniederstrahlen werde. Ein Weg über den Paß war nicht gepfadet, sondern nur ein ganz schmaler Fußweg im Schnee bemerkbar. Mann für Mann mußte einzeln auf diesem vorrücken. Die Fuhrwerke hatte man über Pont, L'Isle usw. außen um den Berg herum gesandt. In St. Georges am südlichen Fuß des Berges begegneten uns die Fouriere des Bataillons 34 unter ihrem Quartiermeister, Hauptm. Schoch von Fischenthal (†), welche der Truppe vorangingen. Unser Marsch führte dann in gerader Linie über Longirod, Marchissy, Burtigny nach Begnins, einem großen stattlichen Dorfe, in welchem wir die Nacht zubrachten. Begnins liegt am Westende und Aubonne am Oстende der Côte, dem berühmten waadtländischen Weingelände, so daß unsere Kompanien in der Nacht nicht so gar weit auseinander waren. Es wird eine Entfernung von etwa 3 Stunden gewesen sein. Als vor dem Dorfe gehalten und die Quartierbillette ausgeteilt wurden, trat ein älterer Herr von stattlicher Figur auf mich, der ich noch zu Pferde saß, zu, stellte sich mir vor als Mr. Grand und lud mich ein, bei ihm Quartier zu nehmen. Seine Tochter, sagte er, sei eine Madame Escher de Zürich und würde sich sehr freuen, einen Offizier von ihrer Familie bei sich zu sehen. Ich konnte das Anerbieten

nicht annehmen, da ich bereits Anstalten getroffen hatte, ein anderes, mir zugeteiltes Quartier zu beziehen, nämlich in einem Schloß bei den Damen Latrobe, wenn ich mich recht erinnere. Ich entschuldigte mich daher, sagte aber einen Besuch auf den Abend im Hause des Herrn Grand zu. Er bat mich, eine Anzahl Offiziere mitzubringen und versicherte, daß er alles tun werde, um uns einen angenehmen Abend zu bereiten. Er teilte mir auch mit, daß seine Tochter die Witwe des erst vor wenigen Jahren verstorbenen Dr. Med. Arthur Escher, den ich sehr wohl gekannt hatte, sei. Arthur Escher hatte zuerst im Jouxthal, nachher in Begnins praktiziert, und war mit seinem Fuhrwerk verunglückt und infolgedessen gestorben. Im Schlosse war ich mit dem Arzt Roth einquartiert und hatte dort ein treffliches Quartier gefunden. Eine ältere Haushälterin hatte den Auftrag, aufs beste für uns zu sorgen, und sie entledigte sich desselben auch in entsprechender Weise. Zu dem Besuch im Hause Grand lud ich verschiedene Offiziere ein, mitzukommen und wurden wir wirklich äußerst gastfreundlich und liebenswürdig empfangen. Ich mußte mich neben Frau Escher aufs Kanapee setzen, und unterhielt man sich mit ihr und einer anwesenden Freundin derselben aus Basel aufs beste. Da am Morgen wieder früh abmarschiert werden mußte, so mahnte ich rechtzeitig zum Aufbruch, worauf aber Herr Grand und seine Söhne nicht ohne weiteres eingehen wollten, indem sie sagten, daß man das Haus eines Weinbauers im Waadtland nicht verlassen dürfe, ohne auch die Keller unter demselben gesehen zu haben. Es wurden daher Fackeln angezündet und die ganze Gesellschaft trat den Marsch in das Souterrain an, in welchem sich die Keller bis weit über das Haus hinaus ausdehnten. Am Ende eines langen Ganges befand sich ein kleines Faß mit schweren eisernen Reifen beschlagen und dies war das Champagnerfaß, das jetzt angestoßen und eine Probe daraus jedem gereicht wurde. Es war

natürlich Waadtländer-Champagner, aber von bester Qualität. Auch waren gerade vor jener Zeit einige gute Jahrgänge gewesen. Nach diesem verabschiedeten wir uns und ich kehrte nach meinem Schloß zurück, woselbst ich hoffte, meinen Schlafkameraden, den Doktor Roth, im besten Wohlsein zu treffen. Dies war aber nicht der Fall. Doktor Roth machte mir die Eröffnung, daß er die Blattern habe. Ohne Zweifel sei er durch einen französischen Soldaten, den er in Sentier habe behandeln müssen, mit dieser Krankheit angesteckt worden. Diese Eröffnung war mir sehr unliebsam, sowohl der Truppe wegen als um meiner selbst; denn es ist doch nicht sehr heimelig, einen pockenfranken Schlafkameraden zu haben. Was wollte ich aber machen? Auch konnte es ja doch ein Irrtum sein; (ein solcher war es auch). Ich legte mich daher zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Am Morgen schien mir der Zustand des Patienten nicht gerade bedenklich zu sein. Immerhin blieb er zunächst in Begnins zurück.

In Genf.

(4. bis 27. März.)

In dem Verhältnis unseres Kommandanten Graf zum Brigadenobersten war eine Verschlimmerung eingetreten. Sie waren brouilliert und Munzinger hatte erklärt, er wolle den Kommandanten des Bataillons 11 nicht mehr beim Rapport vor sich haben; der Major solle allein zum Rapport erscheinen. Graf war in der letzten Zeit etwas leidend gewesen. Sein Lungenempysem hatte sich wieder geltend gemacht, und er zeigte sich dabei in der Tat nicht immer in der besten Laune. Er mochte dann in dieser Stimmung dem Brigadekommandanten vielleicht nicht immer mit dem gebührenden Respekt begegnet sein, ihm vielleicht auch mehr als gut widergesprochen haben. Graf verstand

auch den Dienst besser als der Oberst. Dieses Verhältnis führte dazu, daß der Verfasser der Major des Bataillons, bei folgendem komischen Vorfall zu handeln hatte. Das ganze Bataillon war gegen Ende des Dienstes im sogenannten Wahlpalast — palais électoral — kantoniert. In demselben waren aber auch zu wiederholten Malen französische Abteilungen untergebracht gewesen, welche natürlich mancherlei Spuren der Unreinlichkeit zurückgelassen hatten. Eine genügend sorgfältige Reinigung hatte nicht stattgefunden, und es zeigte sich nun bald, daß unsere Soldaten mit Filzläusen behaftet wurden. An einem Samstag Nachmittag kam ich in dieses Bereitschaftslokal und mußte nun Klagen von allen Seiten anhören. Die Soldaten zeigten mir sogar an ihren Kleidern die unwillkommenen Tierchen. Ich glaubte, dieser Sache nicht untätig zusehen zu können und ließ mir in ein Schächtelchen, das gerade zur Hand war, etwa 2 oder 3 Dutzend dieser Läuse sammeln und begab mich zu dem Brigadeobersten, den ich just am Kaminfeuer sitzend fand. Ich hatte es schon erfahren, wenn man beim Rapport etwa Klagen vorbrachte mit Bezug auf Unterbringung der Truppen oder ihre Verpflegung, daß man dabei nicht immer Gehör fand und daß über solche Beschwerden hie und da zu leicht hinweggegangen wurde. Es war auch nicht immer leicht, den Tatbestand festzustellen und nachzuweisen. Ich hatte es darum für nötig erachtet, ein Schächtelchen mit solchem Ungeziefer mitzubringen und nötigenfalls den Inhalt desselben, gewissermaßen als corpus delicti, dem Obersten vorzulegen. Dies wäre nun freilich in diesem Fall nicht nötig gewesen, hat aber auch nichts geschadet. Der Oberst nahm meinen Vortrag mit geneigtem Gehör entgegen und versprach, wenn möglich Abhilfe zu schaffen. Die Frage: wie, war freilich nicht eine leichte. Als er dann aber in meiner Hand das Schächtelchen, das ich aus Besorgnis, auch angesteckt zu werden, nicht in die Tasche hatte schieben wollen,

bemerkte, fragte er auf einmal erstaunt: „aber was haben Sie denn da in der Hand?“ worauf ich ihm den Sachverhalt mitteilen mußte. Er zeigte sich fast etwas verletzt und beklagte sich darüber, daß man ihm nicht mehr Vertrauen schenke, denn begründeten Klagen habe er immer Gehör geschenkt. Er hieß mich das Schächtelchen in das Kaminfeuer schmeißen und es fanden dann da die armen Tierchen einen raschen Tod im Kohlenfeuer. Die Abhilfe erfolgte nun in der Tat. Das ganze Bataillon wurde wieder bei den Bürgern einquartiert; aber so mit Läusen behaftet, wie unsere Soldaten es waren, konnte man diese Maßregel nicht ohne weiteres durchführen. Zuerst mußten die über 700 Mann gebadet und ihre Kleider sorgfältig gereinigt werden. Dies geschah denn auch an einem Sonntag vom frühen Morgen bis spät in die Nacht und mit Fortsetzung am Montag Vormittag in einer sogenannten Buanderie, einem großen Wasch- und Badeestablishement, zunächst hinter dem Hotel de la couronne. Während dem Bad der Soldaten wurden ihre Kleider in einem Trockenraum der größten Hitze ausgesetzt, so daß, wo sich etwa solche Tierchen vorfanden, dieselben unfehlbar das Leben lassen mußten. Eine kleine Abteilung des Bataillons wurde im Temple de la Fusterie untergebracht. Es gab aber deshalb zuerst einen kleinen Kravall. Die Leute fürchteten, es sei auch dieses Lokal infiziert und wollten nicht hinein. Wir unterlassen nicht, hier wieder einmal unsern Bataillonspoeten reden zu lassen. Derselbe schilderte diesen komischen Vorgang in folgender Weise:

Was rennt das Volk und krazt sich so?
S'ischt doch bigost nid wegere Floh,
Daz alles stürzt zum Palais us?
Me seit, es sei e Chleiderlus!
Die häd sich schints dert ilogirt,
Daz alles iezt so revoltirt;
In Underhose, Hemd und Strumpf

Da sticht's ain anderst als en Trum pf!
Im Temple de la Füsterie
Ist au de glich Spektakel gsi.
Druß schickt me d'Vüt is warme Bad,
Da wäschet sie sich gründli ab;
D'Effekte find i d'Hitz ie cho,
Die häd die Lüs am Chrage gno.
Und wo me gseht kei's Tierli me,
Da häts denn wieder Friede gä!

Die Quartiere, die unsere Soldaten nun erhielten, waren durchweg gut, wie denn überhaupt zu jener Zeit die Stimmung der Genfer Bürger gegen die schweizerischen Soldaten eine viel freundlichere war, als es jetzt nach den neuesten Berichten hie und da den Anschein hat. Damals soll sich auch folgendes nette Stücklein ereignet haben: Ein Quartierträger lud den bei ihm einquartierten Soldaten, dem er das Mittagessen aufzustellen nicht verpflichtet war, zum Dîner auf den Abend ein. Es war etwas schwierig, sich verständlich zu machen aus Mangel an Sprachkenntnissen auf beiden Seiten, und doch war es nötig, dem Gaste die Essenszeit genau zu bestimmen. Der Genfer sagte zum Soldaten: «n'est-ce pas, vous viendrez à 6 heures?» und als der letztere ihn noch nicht verstanden zu haben schien, so zählte er ihm an den Fingern auf: «un, deux, trois, quatre, cinq, six; n'est-ce pas à six heures?» Der Soldat versicherte nun, verstanden zu haben und entfernte sich. Am Abend stellte er sich ein und brachte 6*) Kameraden mit sich. Der Gastgeber ließ sich hiervon in seinem guten Humor nicht stören und bewirtete die ganze Gesellschaft.

Am letzten Sonntag unseres Aufenthaltes in Genf wurde noch einmal Gottesdienst gehalten und redete in demselben unser Herr Pfarrer den Soldaten wieder eindringlich zu, sie sollen

*) Es wäre möglich, daß die Essenszeit auf 5 Uhr angesetzt war und daß der einquartierte Soldat 5 Kameraden mit sich brachte.

die Geduld nicht verlieren, in ihrem Dienst nicht nachlassen und nicht allzusehr sich nach der Heimat sehnen. Der Bataillonsarzt sagt hierüber folgendes:

Zum letzte Mal da stigt de Pfarrer uf de Chanzletisch,
Er spricht mit heller Stimm, gar keck und frisch:
„Ihr lieben Elfer, harrt bis a's End', harrt us,
I churzer Frist, so zieh mer denn nach Hus!“
So müend mer warte, harre und bliiben im Verband,
Bis daß d'Franzosen alli sind g'schoben us em Land.

Man glaubte nun allen Ernstes, der Dienst gehe seinem Ende entgegen, und Oberst Munzinger hielt, ebenfalls von dieser Ansicht ausgehend, auf der Plaine de Plainpalais eine Inspektion über die zwei Bataillone ab.

Zum letzte Mal bestigt me 's Schlachetroß
Und ziehet us mit Mann und allem Troß
Zur grande revue im schöne Plainpalais;
Denn Oberst Munzinger will von is Abschied ne.
Und wie 'n er d'Elfer g'sed, d'Musik ertönt,
So ischt er scho mit allen usgföhnt.

So der Bataillonsarzt.

Doch alles war eine Täuschung. Am 24. März früh morgens 5 Uhr wurde das Bataillon, wenn ich mich recht erinnere, auf dem schönen Platz zwischen Theater, Wahlpalast, Musée Rath und der Corraterie gesammelt, um dann die Eisenbahn-Waggons zu besteigen. Doch der Kommandant mußte zu seinem größten Leidwesen der Truppe die Anzeige machen, daß Gegenbefehl eingekommen sei und daß das Bataillon zunächst in Genf zu verbleiben habe. Der Unwill war nicht gering, und es sprach dann der Kommandant, bemüht, die Soldaten zu beruhigen, etwa die folgenden denkwürdigen und der Situation ganz angemessenen Worte: „Ein bisschen Murren dürft Ihr wohl, dagegen kann man nichts sagen; aber das Aufgehen ist nicht erlaubt, das wäre unsoldatisch und dem schweizerischen Wehrmann nicht angemessen.“ Mit diesen klugen Worten gelang es ihm viel

besser, die Stimmung wieder ins richtige Geleise zu bringen, als wenn er den Soldaten auch das Murren hätte verbieten wollen. Der Grund, daß Gegenbefehl erteilt worden war, lag darin, daß man in Genf Unruhen erwartete, wie solche ja auch in Zürich eingetreten waren. Die sogenannten „Internationalen“ regten sich, und man befürchtete, es werde ihnen gelingen, einen Teil der Bevölkerung zur Auflehnung gegen die Obrigkeit zu bewegen. Es war dies eine Gesellschaft ungefähr wie die jetzigen Anarchisten, Terroristen oder andere ähnliche Gruppen, nur noch eine weniger scharfe Nummer. Für den 25. März erwartete man etwas wie einen Putsch. Die zwei Bataillone erhielten daher ganz bestimmte Befehle. Es wurde eine Disposition für die Verteilung der Truppen über die ganze Stadt ausgegeben. Das eine Bataillon bildete die Reserve bei der Montblancbrücke, das andere wäre auf den Bahnhof, das Hôtel de ville, Palais de Justice, Wahlgebäude und auf die Places de Bel-air und Mollard verteilt worden. Aus dem ausgegebenen Befehl sind folgende Punkte hervorzuheben:

4. Jede Zusammenrottung soll sofort durch starke Patrouillen verhindert werden.
5. Einzelne Bewaffnete und nicht mit der Uniform und der eidg. Armbinde versehene sind zu arretieren.
6. Größere Haufen von Bewaffneten sind mit deutlicher Stimme in französischer und deutscher Sprache aufzufordern, die Waffen niederzulegen, und ist denselben zu diesem Behuf eine Frist von 5 Minuten einzuräumen. Sobald die Waffen niedergelegt sind, so sind die Betreffenden mit einer Eskorte an die Hauptreserve abzuliefern.
7. Sollten während der obgenannten Frist die Waffen nicht niedergelegt sein, oder von Seite der Insurgenten auf die Truppen gefeuert, oder dieselben mit Steinen beworfen werden, so ist mit dem Bajonett vorzugehen. Sollte ein

ernstlicher Widerstand stattfinden, so ist nach einer nochmaligen Sommation Feuer zu geben.

8. Dieses Feuer soll unbedingt nicht in die Luft, sondern in die Reihen der Insurgenten abgegeben werden.

In der letzten Sommation, die ebenfalls in französischer und deutscher Sprache gemacht werden muß, ist den Insurgenten das vorstehende zu eröffnen.

Die Stimmung unserer Truppe war eine recht entschlossene und mancher hätte noch gern Knallen gehört. Glücklicherweise wurde aber nichts daraus.
